

**Darf der Philosoph in der Universitätskirche reden?
Johann Christoph Gottscheds Konflikt mit den Juristen und Theologen im Jahr
1740**

Ansprache zur Universitätsvesper am 18. April 2018

Das Rahmenthema dieses Semesters ist das Gebäude, in dem wir uns seit dem Dezember des letzten Jahres zur Vesper versammeln: „Universitätskirche St. Pauli. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“. Ich mache heute den Anfang mit einem Ereignis der Vergangenheit, das uns auch für die Gegenwart und Zukunft Anlass zum Nachdenken gibt. Ich beginne mit der Gegenwart.

Vor etlichen Jahren, als noch eine heftige Debatte über den Neuaufbau der Universitätskirche im Gange war, habe ich in einer Vesperansprache in der Thomaskirche versucht, in diese Debatte einzugreifen. Mein damaliger Vorschlag war, einen Bau zu errichten, den man als Denkmal der Geschichte des mit Konflikten begleiteten Verhältnisses zwischen der wissenschaftlichen oder philosophischen Vernunft auf der einen und dem religiösen Glauben auf der anderen Seite verstehen könnte. Das Gebäude wäre dann, so meine damalige Vorstellung, auch ein authentisches Zeugnis der Konflikte, die sich in den Debatten um dessen Wiederaufbau aufgetan haben.

Wenn ich jetzt hier stehe, so könnte ich auf den ersten Blick zu dem Eindruck kommen, dass das Gebäude zu schön geworden ist, um diese Konfliktgeschichte sichtbar zu machen, aber nur auf den ersten Blick, denn ich sehe zwei Elemente, die dessen Schönheit beeinträchtigen. Das eine ist die Wand, mit der der Raum in zwei Teile getrennt wird, das andere sind die seltsamen Säulen im Westteil, die – in Widerspruch zur Funktion einer Säule – kein Gewölbe tragen, sondern wie Stalaktiten einer Tropfsteinhöhle vom Gewölbe herabhängen, um etwas bedrohlich über den Köpfen der dort sitzenden Leute zu enden.

Keine Frage: Die Wand ist begründet mit dem Argument, dass die Kunstwerke, die uns hier umgeben, raumklimatisch geschützt werden müssen. Dennoch hat die Debatte um diese Wand gezeigt, dass sie auch als Symbol der Trennung aufgefasst werden kann, der Trennung zwischen einem Raum für die Religion und einem Raum für die Wissenschaft. Vergleichbare Assoziationen stellen sich beim Anblick der Säulen ein: ‚echte‘ Säulen im Raum für die Religion, hängende Säulen im Raum für die Wissenschaft. Hier, so ließe sich das deuten, kann man auch hinter einer Säule sitzend beten, dort muss man freie Sicht auf die Redner haben, die für ihre Argumente mit ihrer Person einstehen müssen und sich nicht auf eine unsichtbare und numinose Instanz berufen können. Aber: Die Wand ist durchsichtig und man kann sie öffnen und schließen, und die Stalaktiten erinnern entfernt noch an die Kirchensäulen, die in der alten Kirche dort einmal standen. Die getrennten Bereiche lassen sich also nicht so einfach trennen, aber die Versuche, die Beziehung zwischen diesen Bereichen zu gestalten, sind offenbar mit Schwierigkeiten verbunden, und das zeigt sich hier trotz aller Ideen des Architekten in den Begrenzungen der Schönheit, die jeden Besucher nur auf den ersten Blick beeindruckt, bevor er anfängt, sich zu wundern und sich Fragen zu stellen. So viel zur Gegenwart.

Die Geschichte aus der Vergangenheit, aus dem Jahr 1740, von der ich nun erzählen werde, ist ein instruktives Beispiel für dieses komplizierte Verhältnis. Johann Christoph Gottsched, damals in Leipzig Professor für Poetik, Rhetorik, Logik und Metaphysik und mit seinen Lehrbüchern der Poetik, der Rhetorik und der Philosophie auf dem Höhepunkt seiner Wirkung, war in diesem Jahr von den Leipziger Buchdruckern eingeladen worden, eine Festrede zum dreihundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst zu halten. Für den Aufklärer Gottsched war dies eine Gelegenheit, nicht nur die Bedeutung des Buchdrucks für die Entwicklung der modernen Kultur zu würdigen, sondern auch verschiedene Teile der Leipziger Gesellschaft als Einheit öffentlich sichtbar zu machen, als Einheit eines Publikums im Zeichen der Aufklärung, in dem das Handwerk der Buchdrucker, das kaufmännische Gewerbe der Verleger, die Wissenschaft der Universitätsprofessoren und der sächsische Adel als Repräsentant der Politik an einem Ort zusammengeführt werden sollten.

Gottsched wünschte sich, um diesen Zweck zu erreichen, einen Raum, der für diese Öffnung der Universität zum Leipziger Publikum groß und repräsentativ genug war, und das war die Universitätskirche, in der ja im 18. Jahrhundert nicht nur die akademischen Gottesdienste stattfanden, sondern auch die großen Festakte der Universität, die Promotionen und die Trauerfeiern für Professoren, die hier begraben wurden. Der Plan Gottscheds wurde aber nach einer Intervention der juristischen und der theologischen Fakultät vom Dresdner Oberkonsistorium, also einer kirchlichen Institution, die auch für Universitätsangelegenheiten zuständig war, durchkreuzt, und zwar mit dem Argument, dass „dieser Ort nur solchen Reden gewidmet wäre, die auf königliche und gekrönte Personen gehalten würden“.¹ Gottsched versuchte, alle Beziehungen spielen zu lassen, um aus Dresden doch noch die Erlaubnis zu bekommen, aber letztlich setzten sich die beiden höheren Fakultäten durch, und Gottsched musste seine Rede am 17. Juni 1740 im Hörsaal der Philosophischen Fakultät halten, der viel zu klein war, um das zahlreiche Publikum aufzunehmen. Wie Gottsched selbst stolz berichtet, mussten an der Stadtmauer, an die der Hörsaal grenzte, der zwischen Ritterstraße und der heutigen Goethestraße lag, Leitern aufgestellt werden, um die Rede hören zu können.

Die Begründung für das Verbot der Rede in der Universitätskirche war nicht besonders plausibel, und das deutet auf einen schon länger schwelenden Konflikt im Hintergrund hin, der sich hier entladen hat. Gottsched war Anhänger jener Variante von aufklärerischer Philosophie, die man als ‚Leibniz-Wolffsche Schule‘ bezeichnet. Ein zentrales Merkmal dieser Richtung war das Festhalten an einem durch die Philosophie begründeten Glauben an Gott und damit das Festhalten an einer Verbindung von Vernunft und Religion. Damit war aber der Anspruch verbunden, den christlichen Glauben auf der Basis der Vernunft neu zu begründen, aus dem Christentum sozusagen eine reine ‚Vernunftreligion‘ zu machen, und dies musste eine Theologie, die sich auf die der Vernunft übergeordnete Offenbarung berief, als unzulässigen Eingriff in ihren Bereich und als Verfälschung der christlichen Religion auffassen und abwehren.²

Das zeigte sich symptomatisch an einem Konflikt zwischen Gottsched und den Theologen, der sich einige Jahre vorher entzündet hatte. Gottsched hatte in sein Lehrbuch der Rhetorik auch ein Kapitel über die geistliche Rhetorik eingefügt, weil er der Ansicht war, dass die Mehrzahl der Pastoren schlechte, das heißt unvernünftige Predigten hielten und die Studenten der Theologie von den Theologen ungenügend

ausgebildet wurden. Das führte beim Dresdner Oberkonsistorium zu einem peinlichen Verhör, als dessen Ergebnis der Aufklärer das Kapitel über die geistliche Beredsamkeit aus seinem Lehrbuch herausnehmen musste. Gottsched hat dann über die kirchliche Rhetorik ein eigenes Lehrbuch herausgegeben, das aber anonym erscheinen musste.³

Worum es bei dem Kampf um die Universitätskirche als Ort der Festrede also letztlich ging, war die Abwehr der Überschreitung einer Grenze zwischen Philosophie und Theologie bzw. die Abwehr des Anspruchs der Philosophie, sich in Angelegenheiten der Theologie einzumischen und für diese Grenzüberschreitung den Ort einer Kirche zu beanspruchen. Wer den Text der Rede liest, den Gottsched dann im Hörsaal der Philosophischen Fakultät gehalten hat, kann unschwer erkennen, dass und wie er diesen Anspruch der Philosophie artikuliert hat. Der Buchdruck, so die These seiner Rede, ist der zentrale Faktor der Verbreitung von Vernunft in der Moderne, und dies auch in der Religion: „Die Gelehrsamkeit, der Staat und die Religion selbst, haben durch ihre Hülfe eine ganz andere Gestalt gewonnen. Kurz, der ganze Erdboden ist [...] durch diese Erfindung, in einen weit glückseligeren und erwünschteren Zustand versetzt worden.“⁴

Im Verlauf der Rede wird die zeitliche Koinzidenz der Reformation mit dem Buchdruck geradezu als Werk der Vorsehung Gottes gepriesen, wobei die hier verwendete Lichtmetaphorik die Botschaft vermitteln soll, dass die Reformation nur den Beginn einer sich weiter steigernden Anpassung des Christentums an die Vernunft der Aufklärung markiert.⁵ Nach Gottscheds Vorstellung wäre die – damals noch ungeteilte – Universitätskirche der richtige Ort für diese Botschaft gewesen, aber sie dort zu verkünden, haben seine Gegner zu verhindern gewusst.

Und heute? Immerhin darf ich hier reden, aber ich bin ja auch kein Philosoph, sondern nur Germanist. Vor einigen Monaten fand in der neugebauten Universitätskirche – oder sollte ich besser sagen: im „Paulinum“ – eine diesbezüglich beziehungsreiche, geradezu symbolträchtige Veranstaltung statt: Am 4. Dezember 2017 verlieh die theologische Fakultät der Universität Leipzig dem Berliner Philosophen Volker Gerhardt die Ehrendoktorwürde für seine Beiträge zum Verhältnis zwischen Religion und Vernunft. Diese Feier war die erste akademische Festveranstaltung im neuen Gebäude, aber sie fand, obwohl eine Veranstaltung der Theologie, im sozusagen ‚säkularen‘ Teil statt, vor der geschlossenen Glaswand, und die Teilnehmer saßen nicht hinter Kirchensäulen, sondern unter den Stalaktiten über ihren Köpfen.

Als Volker Gerhardt seinen Vortrag zum Thema „Glauben und Wissen“ hielt, nutzte er allerdings die Durchsichtigkeit der Trennwand, um gegen Ende auf den hinter der Wand sichtbaren Altar zu zeigen und auf die in dessen Mitte angebrachte Figur des Apostels Paulus zu verweisen, der sich für eine Integration der hellenistischen Philosophie in den christlichen Glauben entschieden habe, also für das, was Joseph Ratzinger einmal die „Option für den Logos, gegen jede Art von Mythos“⁶ genannt hat.

Bei diesem Hinweis des Philosophen auf den Apostel Paulus habe ich mich aber an eine Geschichte erinnert, die von den Problemen handelt, die mit dieser ‚Option‘ unvermeidlich verbunden sind. Sie wird im 17. Kapitel der Apostelgeschichte erzählt: Paulus versucht, einige philosophisch Interessierte auf dem Areopag von Athen von

seinem Glauben zu überzeugen, indem er ihnen die Identität seines Gottes mit dem Gott der griechischen Philosophie nahe zu bringen versucht.⁷ Als er aber von dieser Religion der Vernunft zu einem Spezifikum seines Glaubens übergeht, vom ‚Gott der Philosophen‘ zum ‚Gott der Offenbarung‘, zum Glauben an die Auferstehung Jesu und an dessen Wiederkunft, „spotteten die einen, andere sagten: Darüber wollen wir dich ein andermal hören“ (Apg, 17, 32). Der alte Mythos wird verabschiedet, aber an seine Stelle tritt nicht ein Gott der reinen Vernunft, sondern der Versuch einer Synthese dieses Gottes mit einem neuen Mythos. Diese Geschichten aus dem Leben Jesu werden ja auf dem Altar, unter dem ich hier stehe, auf den Bildern der Seitentafeln dargestellt, die die Figur des Apostels umgeben. Paulus berührte mit dem Hinweis auf die Auferstehung jene Aspekte seines Glaubens, die, wie er an anderer Stelle einmal schreibt, den „Heiden eine Torheit“ (1 Kor, 1,23) sind.

Die Sache mit der Verbindung beider Bereiche, die mit dem Fingerzeig des Philosophen durch die Glaswand angedeutet werden sollte und die für den Wolffianer Gottsched noch problemlos erschien, indem er der Tendenz nach das Christentum von diesen Aspekten glaubte ‚reinigen‘ zu können, bleibt demnach eher eine Aufgabe, deren Lösung man sich nur annähern kann. Dafür scheint mir die Gestalt dieses Gebäudes dann doch einen guten Denkanstoß zu liefern.

¹ Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Gottsched. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Detlef Döring und Manfred Rudersdorf. [= GB] Bd. I-XI. Berlin/New York 2010-2017, Bd. VI, S. 553. In diesem Band wird der Vorgang breit dokumentiert und kommentiert.

² Als Fallstudie zu diesem Problem bei einem anderen prominenten Vertreter der Leipziger Aufklärung vgl. Ludwig Stockinger: Aufklärung und Christentum im Werk von Christian Fürchtegott Gellert. Konflikt oder Kooperation? In: Herbergen der Christenheit. Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte 38/39 (2014/2015) Leipzig 2017, S. 129-156.

³ Vgl. dazu Andres Straßberger: Johann Christoph Gottsched und die ‚philosophische‘ Predigt. Studien zur aufklärerischen Transformation der protestantischen Homiletik im Spannungsfeld von Theologie, Philosophie, Rhetorik und Politik. Tübingen 2010, S. 385-402. Der Vorgang ist dokumentiert und kommentiert in GB V und GB VI.

⁴ Johann Christoph Gottsched: Ausgewählte Werke. Hg. von Philipp M. Mitchell [= GAW], Bd. IX/1. Berlin/New York 1976, S. 121.

⁵ Vgl. GAW IX/1, S. 146, wo es in einer Apostrophe an Gott heißt: „Nach deiner Weisheit aber hast du dich, zu der Zeit, die dir gefällig war, auch dieser neuerfundenen Kunst bedienen wollen, deiner Kirche ein unverhofftes Licht anzuzünden; und dadurch die Zahl deiner wahren Anbeter größer zu machen, als sie vorhin jemals gewesen war.“

⁶ Joseph Ratzinger: Einführung in das Christentum. München¹⁰1969, S. 104.

⁷ Vgl. auch Römer 1,19: „Denn was man von Gott erkennen kann, ist unter ihnen offenbar [...]. Seit der Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit.“